

Die andere Hälfte der Seele : Begegnungen m südindischen Shantivanam Ashram

Autor(en): **Sury, Peter von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Glocken von Mariastein**

Band (Jahr): **80 (2003)**

Heft [5]

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die andere Hälfte der Seele

Begegnungen im südindischen Shantivanam Ashram

P. Peter von Sury

Am 13. Mai jährt sich zum zehnten Mal der Todestag des englischen Benediktinermönchs Bede Griffiths, der von 1968 bis zu seinem Tod den christlichen Shantivanam Ashram im südindischen Tamil Nadu leitete. Im Oktober 2000 hatte ich Gelegenheit, diesen Ort zu besuchen, der dank der Ausstrahlung von Fr. Bede zu einem Inbegriff der Begegnung zwischen christlicher Religion und indischer Spiritualität wurde.

Busfahrt ins Unbekannte

Die Luft war empfindlich kühl, als wir gegen Mittag in dem klapprigen Bus, dessen Fenster nur mit flatternden Vorhängen verhangen waren, den Scheitelpunkt des Passes auf rund 2500 m.ü.M. erreichten. «Nilgri Hills» heisst diese Region im Grenzgebiet zwischen den indischen Teilstaaten Kerala und Tamil Nadu im Süden des Landes. In Sulthan Bathery, wo mich Bischof Geevarghese Divannasios, der regelmässig in Mariastein zu Gast ist, freundlich aufgenommen hatte, war ich um sieben Uhr losgefahren, und jetzt, nach fünfstündiger Fahrt, sollte es wieder bergab gehen. An die 20 Haarnadelkurven musste der Fahrer bewältigen. Wären da nicht am Strassenrand immer wieder Affen aufgetaucht – man hätte sich auf einer Passstrasse in den Alpen wähnen können. Beim Mittagshalt realisierte ich dann, dass ich mich in einem völlig unbekanntem Land fortbewegte. Für 17 Rupien gabs beim grossen Busbahnhof zu essen – viel Reis, Gemüse, Hühnerfleisch, alles serviert auf einem grossen Bananenblatt; dazu *Chapati* (indisches Fladenbrot), heissen Tee oder kaltes

Wasser. Einige Buben gingen zwischen den Tischen umher und verteilten verschiedene Saucen. Gegessen wurde ohne Besteck – an die Sitte, mit den Fingern der rechten Hand zu essen, hatte ich mich rasch gewöhnt. Ich habe mir sagen lassen, es sei eine Frage des Respekts, die Speisen nicht mit metallenen Hilfsmitteln zum Mund zu führen, sondern mit der rechten Hand, dem edelsten Werkzeug, das uns Menschen zur Verfügung steht.

Überall aller Gattung Leute, quirliges Gedränge, fliegende Händler, armseligste Bettler, adrett gekleidete Kinder in Schuluniform; über allem brütende Hitze und ein fremdländisch anmutender Mix verschiedenster bekannter und unbekannter Gerüche: Abfall, Diesel, Gewürze ... Und weiter gings. Zwei Stunden später erreichten wir den Busbahnhof der Millionenstadt Coimbatore, wo ich umsteigen und den Bus finden musste, der mich nach Kulittalai bringen würde. Also noch einmal vier Stunden Fahrt. Zum Glück wies mir der Busfahrer den Weg, wo ich die Busse Richtung Tiruchchirappalli, kurz Trichy, finden würde. Statt eines Trinkgelds bat er mich um ein Geldstück aus meinem Heimatland, er sammle fremdländische Münzen. Es dauerte seine Zeit, bis ich im Koffer das Portemonnaie mit dem Schweizer Geld gefunden hatte und ihm einen Einfränkler hervorklauben konnte. Wünsche haben die Leute!

Alles war wunderbar beschriftet, freilich in Tamil, der verbreitetsten Sprache Südindiens (es ist auch die Sprache der in der Schweiz lebenden Tamilen aus Sri Lanka), mit einer dekorativen Schrift mit vielen Ringlein und Schlaue-

fen, die bloss einen Nachteil hat: ich konnte sie nicht lesen. So also fühlt sich ein Kulturschock an: nichts verstehen, nichts begreifen, total fremd. Auch das war eine Erfahrung: ohne Englisch geht nichts, aber manchmal hilft auch Englisch nicht weiter. Als ich mich an eine offiziell aussehende Person wandte, um mich weiter durchzufragen, standen gleich fünf bis zehn andere Männer (nur Männer!) jeden Alters um mich herum und schwatzten durcheinander und jeder wusste es besser und meinte dies und jenes und gab einen guten Rat. Gleichzeitig drängte sich eine Gruppe Halbwüchsiger heran, die mir unbedingt eine Reiseverpflegung verkaufen wollten. Ich kaufte ihnen ein paar staubtrockene Brezeln ab, doch noch mehr freuten sie sich über meine Frage, ob ich sie fotografieren dürfe. Ach, war ich erleichtert, als ich mich mit meinem Kof-

fer endlich in den richtigen Bus zwängen und auf einen der engen Sitze fallen lassen konnte. Dann wollte ich mir zur Sicherheit vom Chauffeur bestätigen lassen, dass dies tatsächlich der Bus sei, der nach Trichy fahre, aber es stellte sich heraus – umständlich genug, aber immerhin! –, dass es doch nicht der rechte Bus sei. Er verwies mich auf das übernächste Fahrzeug. Dort fand ich mit meinem Gepäck unmittelbar neben dem Chauffeur etwas Platz, direkt an der Windschutzscheibe. Dies verschaffte mir einen grossartigen Überblick über das Geschehen auf der Strasse, liess mich aber auch hautnah die tollkühne Fahrweise der indischen Buschauffeure miterleben. Jetzt wusste ich, warum er kurz vor der Abfahrt noch ein paar Räucherstäbchen entzündet und alle Gottheiten Indiens angerufen hatte – wir waren auf ihren Beistand dringend angewiesen! Insbesondere die Fahrt durch die Dörfer und Städte gestaltete sich abenteuerlich: Menschen und Tiere, Händler und Strassenarbeiter, Radfahrer und Kuhreiber, Lastwagen und Karren – alles drängt aneinander vorbei, und die Buschauffeure wollen auf Teufel komm raus den Fahrplan einhalten; mit ein Grund für ihre halsbrecherische Fahrweise.

Im «Wald des Friedens»

Wie ich nach Einbruch der Nacht in Kulittalai ankam und in eine dreirädrige Motor-Rischka umsteigen konnte, legte ich zuvor den Fahrpreis fest. 30 Rupien sollten es sein, so hatte mich Prior George instruiert, als ich tags zuvor telefonisch meinen Besuch bestätigte. *Shantivanam Ashram* ist ein Begriff, jedenfalls führte mich der Bursche in weniger als zehn Minuten vors Tor des Ashrams, ein paar 100 m abseits der Hauptstrasse gelegen. Da stand ich nun im «Wald des Friedens» – das meint *Shantivanam*. Das Brummen der zwölfstündigen Busfahrt noch in den Ohren, umgab mich hier sogleich eine grosse Stille, die trotz der tropischen Nachtgeräusche und durch das Rascheln in den Kronen der mächtigen Kokosnusspalmen und Bananenstauden geradezu greifbar wurde. Ein Jüngling namens



Eingang zum Ashram mit Blick zur Kapelle. Über dem Tor beten zwei Engel die Dreifaltigkeit an, dargestellt mit dreifachem menschlichem Antlitz.

Prabhu, der sein Zimmer neben dem Eingangstor hatte, nahm mich in Empfang. Er war stark erkältet; wie er erklärte, habe es in der Nacht zuvor gewittert und abgekühlt – wir waren am Ende der Monsun-Periode – und so habe er sich Schnupfen und Fieber eingefangen. In einer kleinen, strohbedeckten Hütte öffnete er mir einen engen, fensterlosen Raum mit einer Pritsche und sagte, die Gemeinschaft sei zurzeit beim Abendgebet. Er war so freundlich und machte mir noch das Moskitonetz zurecht. Dann zeigte er mir, wo die Kapelle lag, der Essraum, die sanitären Anlagen. Alles ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte: keine Spur von einem Kloster, bloss einzelne Hütten und Pavillons, zerstreute Gebäude, im Hintergrund ein Gehege mit Rindern, hier und dort eine Glühbirne, die ein fahles Licht spendete, alles in einer mit Bäumen, Gebüsch und Blumen bepflanzten parkähnlichen Anlage. Bis ich mich etwas umgeschaut hatte, war es auch schon Zeit zum Abendessen. Da erlebte ich die nächste Überraschung. Ich hatte so etwas wie ein Refektorium, einen Speisesaal, erwartet, wie es in einem Kloster üblich ist. Doch zuerst mal die Sandalen ausziehen, die Hände waschen und den Kopf einziehen, um durch die niedere Tür in eine Art

Office und dann in die *Dining Hall* einzutreten. Das war ein lang gezogener luftiger Raum, die drei Seitenwände einen guten Meter hoch gemauert, darauf eine offene Dachkonstruktion, an den Pfeilern und an der Stirnwand Fotos mit den Grössen von einst, die mir teilweise bekannt waren, Bilder auch, die ich von Camaldoli her kannte.

An den beiden Längswänden sassen auf Schemeln oder hockten auf Strohmatte direkt auf dem Fussboden etwa zehn Leute, teils zivil gekleidet, teils in orangefarbene Kleider und Tücher gehüllt, schweigend aus einem Metallteller ein Gericht löffelnd oder direkt mit der rechten Hand essend. Auch ich setzte mich auf den Boden, liess mir den Becher mit heisser Milch füllen – welche Wohltat! – und den Teller mit Reis und verschiedenen Zutaten, streng vegetarisch, wie es in den hinduistischen Ashrams selbstverständlich ist. Alles wickelte sich in völliger Stille ab. So konnte ich in aller Ruhe die vielen Eindrücke auf mich wirken lassen, mir auch die Leute etwas anschauen, die da beisammen waren.

Unter ihnen fiel mir Eddie auf. Er sah aus wie ein waschechter Inder, aber seinen Kleidern nach zu schliessen musste er anderswoher sein. Wie er mir später erzählte, lebt er in New



Blick in den Essraum des Ashram

York, sein Vater sei aus Südindien, die Mutter aus Deutschland, und jetzt sei er zum ersten Mal in der Heimat seines Vaters. Freilich vermochte er nicht zu sagen, was er in diesem Ashram eigentlich wollte. Obwohl er aussah wie ein Einheimischer, kam er sich völlig fremd vor: die Kleidung, die Sprache, das Essen... ich sollte mich in den folgenden Tagen noch öfters über ihn wundern – eine Mischung von unglaublicher Naivität und hartnäckiger Weigerung, sich auf einen anderen Lebensstil einzulassen. Als wir mal miteinander ins Dorf gingen, wollte er um alles in der Welt nicht begreifen, dass es in Kulittalai keinen McDonald's gibt und man auf unserem Globus ganz gut auch ohne *Hamburger, Salad, Coke and Jeans Wear* leben kann. Obschon den Geldbeutel prallvoll mit Dollar, sträubte er sich beharrlich, für ein paar Rupien ein leichtes Hemd und weite Hosen und ein Paar Plastiksandalen zu kaufen, die einzig richtige Kleidung in dem subtropischen Klima.

Da war aber auch eine ältere Frau, in einen schlichten verblichenen Sari gekleidet, die mir in den folgenden Tagen vieles von Shantivanam erzählte und mir das Besondere dieses Ortes nahe brachte. Sie stellte sich mir als Schwester *Sarananda* vor. Ihrem Englischakzent entnahm ich, dass sie wohl Europäerin, aber sicher nicht Engländerin war. Das bestätigte sie mir: sie sei französische Benediktinerin, war daher ganz froh, dass sie das Gespräch auf Französisch fortsetzen konnte. 76 Jahre alt sei sie und habe bis Ende der 70er-Jahre im französischen Benediktinerinnenkloster Pradines gelebt. Dann habe sie endlich ihrem Herzenswunsch folgen, nach Indien aufbrechen und sich im Shantivanam Ashram niederlassen können, zu dem inzwischen auch eine kleine Frauengemeinschaft gehörte.

Christlicher Same in indischer Erde

Mit diesem christlichen Ashram, einem der ersten in ganz Indien, sind untrennbar drei Namen verbunden: *Jules Monchanin* (1897–1957), *Henri Le Saux* (1910–1973) und *Bede Griffiths* (1906–1993). Alle drei waren Eu-

ropäer, Christen, Priester, und zwei von ihnen – Le Saux und Griffiths – waren auch Benediktinermönche. Alle drei waren vom tiefen Wunsch erfüllt, das jahrtausendealte religiösen Erbe Indiens kennen zu lernen; alle drei waren überzeugt, dass das Christentum, wenn es je das Herz Indiens gewinnen will, die demütige, lernbereite Begegnung mit den spirituellen Traditionen und mystischen Erfahrungen dieses grossen Landes suchen muss. Nur wenn die christliche Religion ganz und gar eintaucht in die Geisteswelt, in die Mentalität und die Lebensordnungen Indiens, sie möglichst weitgehend in sich aufnimmt und sich durch sie verwandeln lässt, nur dann würde der christliche Glaube die Menschen erreichen. Gleichzeitig erwarteten und erhofften die drei, dass durch diese Begegnung das Christentum selber profitieren und seine kontemplative Seite und die eigenen Schätze neu entdecken und schätzen lernen würde. Das Zweite Vatikanische Konzil griff vor 40 Jahren diese Erfahrungen auf und veränderte damit das missionarische Selbstverständnis der Kirche; «Inkulturation» wurde zum neuen Leitbegriff.

Abbé Monchanin, Weltpriester der Diözese Lyon, war schon über 40 Jahre alt, als er 1938 nach Südindien kam. Dort arbeitete er als Vikar in der Diözese Tiruchchirappalli. Erst als Ende der 40er-Jahre der Benediktiner Henri Le Saux aus dem bretonischen Kloster Kergonan zu ihm stiess, konnte er seinen von Anfang an gehegten Traum erfüllen und am 21. März 1950, dem Fest des heiligen Benedikt, einen *Ashram* gründen. In unmittelbarer Nähe von Kulittalai, an den Ufern des Cauvery, der mit dem Ganges und dem Indus zu den drei heiligen Flüssen Indiens gehört, war ihm hierfür ein kleines Grundstück geschenkt worden.

In der hinduistischen Tradition bildet sich der Ashram um einen geistlichen Meister, einen *Guru*, der als Heiliger verehrt wird. Der Ashram entspricht also nicht dem, was wir in der europäischen Geschichte gemeinhin als Kloster bezeichnen; eher ist er mit dem *Kellion*, der Einsiedelei der Wüstenväter vergleichbar, um den sich ein paar Schüler und Jünger scharen,

die mit der Zeit vielleicht auch eine lockere Lebensgemeinschaft bilden. Ihr Ashram sollte der anspruchslosen Lebensweise der armen südindischen Landbevölkerung entsprechen und der Kontemplation und der Betrachtung des Drei-Einen Gottes dienen, ein Ort der Begegnung mit der Seele Indiens werden. Im Bemühen, das innerste Mysterium des christlichen Glaubens dem hinduistischen Verständnis zugänglich zu machen, gaben sie ihrem Ashram in der alt-indischen Sprache des Sanskrit den Namen *Saccidananda* (sat = «Sein»; cit = «Bewusstsein»; ananda = «Freude, Glückseligkeit»). In der bescheidenen Kapelle feierten sie die Liturgie zwar nach dem römischen Ritus (es ist noch die Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil), benutzten aber als Sprachen Englisch, Tamil und Sanskrit und lasen aus den heiligen Schriften nicht nur der Christen, sondern auch der Hindus.

Brückenbauer zwischen West und Ost

Der philosophisch und theologisch hoch gebildete Monchanin war überzeugt, dass das religiöse Erbe Indiens, für das sich im Westen der pauschale Begriff «Hinduismus» eingebürgert hat, ins christliche Evangelium aufgenommen, dadurch geläutert und veredelt werden könnte. Als Ziel schwebte ihm vor, Indien für ein von europäisch-abendländischen Denkformen befreites, auf den eigenen religiösen Traditionen aufbauendes Christentum zu gewinnen.

Le Saux hingegen war kurz nach seiner Ankunft in Indien (August 1948) dem Guru *Sri Ramana Maharshi* (1879–1950) begegnet. Diesem Weisen war als 17-Jähriger die Vereinigung mit dem *Brahman*, dem Absoluten, zuteil geworden, sodass er in der Folge stets das *atman*, das Selbst, verwirklichte – für einen Hindu die höchste Stufe des Lebens und der Heiligkeit, die ein Mensch erreichen kann. Diese Begegnung führte Le Saux dazu, selber ein *Sannyasi* zu werden, ein Entsager, was bei den Hindus als vierte und letzte Stufe auf dem Weg zur Vollkommenheit gilt. Von da an nannte er sich mit einem neuen Namen

Abhishiktananda, wörtlich «die Freude des gesalbten Herrn». Er wollte sich rückhaltlos der Erfahrung des *advaita* aussetzen. So heisst das für die alte indische Religiosität zentrale Prinzip der «Nicht-Zweiheit», das jedes dogmatische oder kultische Religionsverständnis überschreitet. Im Mittelpunkt dieser Erfahrung steht das Verharren in der unaussprechlichen Gegenwart des Selbst, des Seins, des Einen. In der Folge blieben ihm innere und äussere Konflikte mit dem Glauben der Kirche nicht erspart. Nach dem Tod Monchanins (1957) suchte Le Saux immer mehr die Einsamkeit, weshalb er, wie es in der indischen Tradition üblich ist, den Ashram verliess und sich schliesslich gegen Ende des Lebens in die Verborgenheit des Himalaja zurückzog. Er starb am 7. Dezember 1973, nachdem er kurz zuvor einen Herzinfarkt erlitten hatte, den er als Erleuchtungserlebnis bezeugte.

Inzwischen hatte im Jahr 1968 *Fr. Bede Griffiths* die Leitung des Shantivanam Ashram übernommen. Der englische Benediktinermönch aus dem Kloster Prinknash – 1906 geboren, in der anglikanischen Kirche getauft und 1931 zur katholischen Kirche übergetreten – kam 1955 nach Indien, um, wie er hoffte, «die andere Hälfte meiner Seele zu entdecken». 1958 gründete er im südwestindischen Kerala, wo das Christentum schon in apostolischer Zeit Fuss gefasst hatte («Thomaschristen») zusammen mit dem belgischen Trappistenmönch Francis Mahieu den Ashram Kurisumala. – Unter Bede Griffiths Leitung entwickelte sich Shantivanam zu einem Zentrum des kontemplativen Lebens und der religiösen Begegnung. Er verstand es, die kontemplative Verinnerlichung mit der intellektuellen Auseinandersetzung zu verbinden, die Ordnung benediktinischen Gemeinschaftslebens in Gebet und Arbeit mit der Tradition des hinduistischen Ashrams, der von der Ausstrahlung und Weisheit des Guru, des Meisters beseelt wird. Dies alles in der genügsamen Lebensweise Indiens. Dank seinem Blick für das Praktische suchte er, den Shantivanam Ashram in der katholischen Kirche institutionell zu verankern. Das gelang ihm 1982 mit

der Aufnahme seiner Gemeinschaft in die benediktinische Kongregation von Camaldoli. Auch unternahm er regelmässig Vortragsreisen in die USA, nach Europa und Australien, wodurch er zu einem bekannten und kompetenten Gesprächspartner im interreligiösen Dialog wurde. Seine Bücher machten ihn einem weiteren Publikum bekannt, sodass er für viele suchende Zeitgenossen zum verlässlichen Zeugen wurde: ganz im Glauben der Kirche verankert und gleichzeitig von einer globalen Offenheit. Er war empfänglich für den Reichtum der unterschiedlichen, vordergründig unvereinbaren religiösen Traditionen und ging gleichzeitig den Weg der inneren Reifung unbeirrt weiter bis zu seinem Tod am 13. Mai 1993.

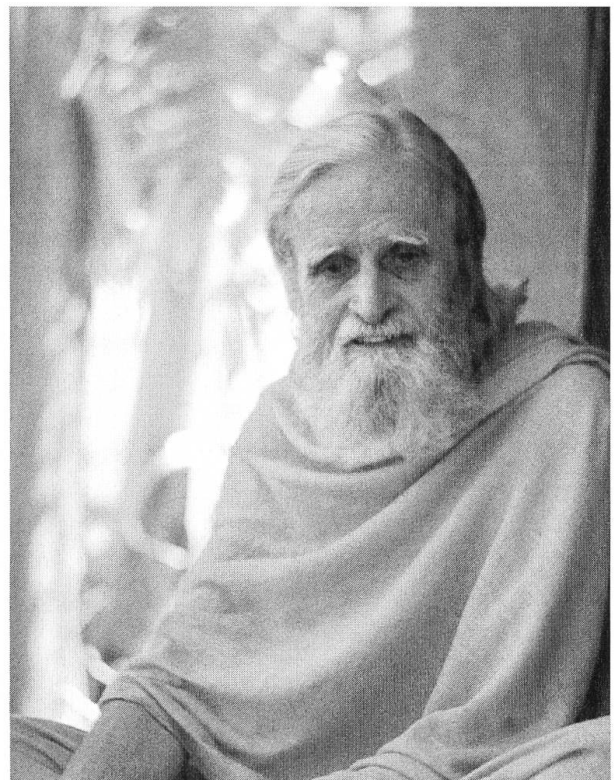
Eine Geschichte mit offenem Ausgang

Nach menschlichem Ermessen und, so bin ich geneigt zu sagen, für unsere «westlichen» Begriffe, war das Unternehmen von Monchanin, Le Saux und Griffiths wenig erfolgreich. Das empfand ich auch bei meinem Besuch: verblichener Glanz besserer Zeiten, eine Gegenwart, die von der Vergangenheit der grossen Meister zehrt, Erinnerungen, die gepflegt und weiter erzählt werden. Nach wie vor kommen Besucher und Besucherinnen aus ganz Indien und der halben Welt, wie ich einer war, und erwarten, etwas von der Ausstrahlung der drei christlichen *Guru* zu erspüren, die während mehr als vier Jahrzehnten das Herz des Ashrams waren; ist doch der Guru der Lehrmeister, der die Menschen vom Dunkel (auf Sanskrit «gu») zum Licht (auf Sanskrit «ru») führen soll. Doch wenn der Meister stirbt und in die grosse Versenkung eingeht, verliert der Ashram seine Mitte und seine Seele, es ist, als gehe das Licht aus.

Oder vielleicht sage ich besser: das Licht, das sie erfüllte, dringt weiter und breitet sich aus, durch ihre Schriften, durch ihr Beispiel, durch die Jünger, die sich von ihnen inspirieren liessen. Mich bestärken diese drei grossen Christen des 20. Jahrhunderts und Pioniere der interreligiösen Begegnung in der Überzeugung,

dass das letzte Wort zwischen Christentum und Hinduismus noch längst nicht gesprochen ist. Die jüdisch-christliche Religion der Offenbarung, die stark vom griechischen Denken geprägt ist, und die kosmische Religion der indischen Tradition, die auf die Erfahrung des Einen Ungeteilten hinstrebt, haben beide eine über 3000-jährige Geschichte. Welche geistigen, menschlichen und religiösen Schätze haben sich da angesammelt! Wie viel gibt es da voneinander zu lernen! Die drei Sannyasi von Saccidanandam im «Wald des Friedens» haben auf eindruckliche Weise vorgelebt, dass dies möglich ist: im gegenseitigen Respekt, im Bewusstsein der eigenen religiösen Identität und in einer Atmosphäre der inneren und äusseren Sammlung.

Informationen im Internet: www.bedegriffiths.com (englisch); www.upanishad.org (englisch und französisch); www.monasticdialog.org (englisch); www.interrel.de (deutsch).



Fr. Bede Griffiths (1906–1993) zu Beginn der 80er-Jahre, fotografiert in seinem Ashram.